Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 11 (1943-1944)
Heft: 1

Artikel: Betrachtungen zu Paul Burckhardts Geschichte der Stadt Basel
Autor: Mühll, Theodora von der
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-759440

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Betrachtungen zu Paul Burckhardts Geschichte der Stadt Basel

Von Theodora Von der Mühll

Ausgeprägte Eigenart haben sich die als Bundesstaat zusammengeschlossenen Kantone durch die Jahrhunderte zu bewahren gewusst, und zusammenwirkend anders Geartetes anerkennen und gelten lassen bleibt wichtigstes Erbgut schweizerischen Wesens.

In allen Einzelheiten wird kantonale Geschichte erforscht, in vielerlei jährlichen Publikationen veröffentlicht und, auch ausserhalb historischer Fachkreise, im lokalen Gebiet mit unvermindertem Interesse gelesen. Wird aber die Geschichte eines Kantons mit klarer Erkenntnis ihrer charakteristischen Merkmale, von Vergangenheit zu Gegenwart zusammenfassend dargestellt, wie in der im Herbst 1942 erschienenen „Geschichte der Stadt Basel" von Paul Burckhardt, so ist dies über die engeren Grenzen hinaus von allgemeiner Bedeutung, wichtig und aufschlussreich für jeden Schweizer.

Ueber die Geschichte Basels bis zur Reformation, über den Bischofssitz, die Reichsstadt, über die Zeit des Konzils, die Hochblüte des Humanismus, hat Rudolf Wackernagel in vier Bänden ein breit angelegtes Werk anschaulicher und lebensvoller historischer Forschung geschrieben. Andere haben in knapper Form die Geschichte ihrer Vaterstadt am Rhein erzählt, als letzter in ihrer Reihe der berühmte Rechtsgelehrte Andreas Heusler. Doch ihn bestimmte leidenschaftliche Subiektivität, mit der Trennung von Stadt und Land, mit dem Eindringen überkantonal schweizerischen Parteiwesens, seine Darstellung abzuschliessen unter der Begründung: „Damit endet die politische Geschichte Basels."

Paul Burckhardt, auch er auf dem Boden liberal-konservativer Tradition stehend, wahrt, von humanistischem Geist getragen, innere Ueberlegenheit. Seine durch tiefes Verwurzeltsein geprägte Kenntnis der Heimat lässt ihn dem Eigenleben des urbanen Staatswesens und zugleich dessen Weg von der Zugehörigkeit zum alten Bund bis zum untrennbaren Anteil und Zusammenwirken am Geschehen und Schicksal der zu fester organischer Einheit gewachsenen Schweiz gerecht werden.

Drei Vierteile des Buches sind den Ereignissen der letzten hundertfünfzig Jahre gewidmet. Auch durch diese, zum ersten Mal so eingehend geschilderte Zeit tiefgreifender Wandlungen im politischen, kirchlichen und sozialen Leben Basels, ist die

Kontinuität von im Stadtstaat begründeten Wesenszügen wirksam geblieben.

Paul Burckhardt hebt in seiner Einleitung hervor, Basel habe schwerlich Aussicht gehabt, im Schweizer Bund je eine führende Rolle zu spielen. „Die besten Kenner und Darsteller unserer Geschichte haben auf diesen Verzicht Basels hingewiesen, der aus dem Zwang der Verhältnisse erfolgt sei. Aber es muss doch auch betont werden, dass Basel nur als Schweizer Stadt, dank der bewussten und gewollten Bindung, seine Eigenart und seine freie Entwicklung bewahren konnte. Nur der Anschluss an die Eidgenossenschaft hat Basel vor dem Schicksal von Strassburg und Konstanz gerettet, gegen seinen Willen einem monarchischen Nachbarstaat angegliedert zu werden."

Das Bestreben, im Vertrauen auf eigene Qualitäten sich in der Gemeinschaft unentbehrlich zu machen, hat festeren und oft segensreicheren Bestand, als von Unrast getriebener Ehrgeiz nach der führenden Rolle.

Jakob Burckhardt bezeichnet in den weltgeschichtlichen Betrachtungen „Bevorzugung der Dauer vor dem Augenblicklichen und Vorübergehenden" als ein Merkmal der antiken Polis. In dieser Bevorzugung des Dauernden liegt das Streben nach Gleichgewicht, ist der Weg zu Mittlertum und Neutralität gegeben.

*

In dem umfangreichen Werk des fünfunddreissigjährigen Niedersachsen Christoph Steding „Das Reich und die Krankheit der europäischen Kultur", bei seinem Erscheinen 1938 auch von Kritikern im Reich als „problematisch" bezeichnet, greift der Autor mit Vehemenz Basel als den Grundtypus des Neutralen an, dieser geistigen und politischen Haltung, die nach den Mailänder-Kriegen auch die ganze Schweiz durchdrungen hat. Er stellt die neutralen Randstaaten Deutschlands: Holland, Dänemark, die baltischen Staaten und die Schweiz in Gegensatz zur tätig heldischen Natur des Reichs, und immer wieder ist Basel der Kern seiner Angriffe. Seine Anklagerede gegen die als krank gewertete Geistesmacht bietet Stoff zu anregendem Widerspruch, Grossmacht steht gegen Polis.

Die feste Stadt, Burg gegen den Ansturm physischer Gewalt, ist ihrer natürlichen Bestimmung nach auf Erhaltung gestellt, und dieser geistigen Gegebenheit folgt der politische Aufbau. Um sich einer von machtgewillten Gegenkräften umstrittenen Lage zu entziehen, hat es im 15. Jahrhundert in Basel an politischer Initiative nicht gefehlt; vom Rat der Stadt ist der Plan zur Koalition gegen das burgundische Reich

ausgegangen, mit Zähigkeit gefördert und durchgeführt worden, eine politische Tat von grösster historischer Tragweite. Schutz der eigenen Existenz war der Ansporn, nicht Trachten nach Gebietserweiterung. Bern hat, durch sein gegen Burgund gerichtetes Sonderbündnis mit dem König von Frankreich, Herzog Karls Zorn konzentriert und ihn zum Kriegszug gegen die Eidgenossen gereizt, deren Waffentaten er dann zum Opfer fiel.

Mit seinem landbesitzenden Adels- und Bauernstand war Bern in der alten Eidgenossenschaft das mächtige, in kühner Unerschrockenheit treibende und heroische Element, besass alle Anlagen zur Grossmacht und hätte sein Gebiet weit über die damaligen Grenzen ausgedehnt, wenn seine Bundesgenossen es zugelassen hätten. Als Basel dem Bund der Eidgenossen beitrat, war es im „Lavieren in der Grenzsituation" wie Steding es nennt, schon geschult, hatte Neutralität als aktive Lebensbedingung schon erfahren, und erkannt, dass seine Aufgabe nicht im Herrschen über räumlichen Besitz besteht. Die Grundlagen des reinen Stadtstaates zu selbtständigem Dasein beruhten auf dem Gedeihen des Bürgers, dem Schutz seines Handwerkes und seines durch die geographische Lage geförderten Handels. Sicheres Geleit durch die Strassen von aller Herren Länder, weit hinaus über alle Möglichkeit eigenen territorialen Besitzes, sind für ihn von vitaler Bedeutung.

Die städtischen Erwerbsquellen haben Basel die Unabhängigkeit vom Bischof ermöglicht. Vom in Schulden verstrickten Herrn der Stadt gingen im 14. Jahrhundert Schultheissen-, Münz- und Zollamt an den Rat. Es folgte die Erwerbung des Vogteiamtes von den Söhnen des bei Sempach gefallenen Herzogs Leopold und die Einlösung des vom Bischof an Oesterreich verpfändeten Stadtteils am rechten Rheinufer. Mit pfandweiser Abtretung der bischöflichen Besitzungen Liestal, Waldenburg und Homberg überliess der Bischof zu Anfang des 15. Jahrhunderts dem Rat den Grundstock zum späteren Untertanenland, dieser ergänzte das Gebiet durch Ankauf ritterlicher Güter. Landwirtschaftlich kein bedeutender Gewinn, wurde, was wichtiger war, die Brücke zur Eidgenossenschaft geschlagen; die Hauensteinpässe sicherten die Verbindung mit Bern und Luzern.

Diese Erwerbungen und drei Gemeinden am rechten Rheinufer blieben der Stadt erhalten als während der Gegenreformation der energische, aus St. Gallen gebürtige Bischof Blarer, von den katholischen Orten unterstützt, seine bischöflichen Rechte wieder geltend machte. Durch eidgenössischen Schiedsspruch wurde er bestimmt gegen die der Stadt auferlegte Entschädigung von zweihunderttausend Gulden auf seine Ansprüche zu verzichten. Weiter hat die Stadt ihr Gebiet nicht aus-

gedehnt. Der bischöfliche Jura wurde dreihundert Jahre später vom Wiener Kongress dem herrschbegabten Kanton Bern zusprochen, mit Ausnahme von neun, an den Grenzen Basels liegenden katholischen Gemeinden des Birseck. Doch deren Zugehörigkeit währte keine zwanzig Jahre. An den mit der Lostrennung der Landschaft endenden revolutionären Umtrieben haben die Birsecker, wieder unter Führung eines Blarer, aktiven Anteil genommen.

Es ergab sich auch die Möglichkeit zur Ausdehnung nach Norden, auf Sundgau und Vorderösterreich, diesem Gebiet, das bis zum 16. Jahrhundert politisch und wirtschaftlich in engerer Beziehung zur Stadt gestanden hat als die Eidgenossenschaft. Als 1415 Kaiser Sigmund, nach der Flucht des Papstes Johann XXIII vom Konstanzer Konzil nach Frankreich, über Herzog Friedrich von Oesterreich wegen dessen Beihilfe die Reichsacht verhängte, folgte Bern der kaiserlichen Aufforderung, des Herzogs Land an sich zu nehmen, in raschem Anlauf und eroberte das Aargau. Basels Truppen kehrten von ihrem befehlsgemäss unternommenen Zug nach Säckingen, Ensisheim und Thann unverrichteter Dinge zurück. Die österreichischen Sympathien mancher Ritter und Achtburger mögen mitbestimmend auf das Misslingen eingewirkt haben, ausschlaggebend dürfte die innere Unbeteiligtheit des Stadtbürgers gewesen sein, dem an Ausbreitung auf von stärkeren Nachbarn bedrohtes Gebiet nichts lag. Basel blieb an der Peripherie seines Untertanenlandes.

*

Noch andere, tief im Wesen des Stadtmenschen begründete Faktoren, haben den Keil zwischen Stadt und Land getrieben. Von den sieben Landvogtsitzen waren nur zwei, die sogenannt inneren, die rechtsrheinischen, Kleinhüningen und Riehen, begehrt, von den äusseren, das der Stadt nahe gelegene Münchenstein. Das Vogteiamt über die vier anderen wurde im Lauf der Jahre gewissermassen als eine Strafversetzung empfunden, und im 18. Jahrhundert überliess der Rat es wohlhabenden Vertretern des Handwerkerstandes; ohne dass grobe Fälle von Amtsmissbrauch oder Grausamkeit bekannt sind, schufen doch verletzender Hochmut und schikanöse Handhabung der Strafgewalt durch manche dieser des Herrschens ungewohnten Kleinbürger Groll und unausrottbares Misstrauen gegen die Herren der Stadt. Dass vom Rat gegenüber der Landschaft mehr Toleranz geübt wurde als in anderen Kantonen, dass private Initiative weitgehende Hilfsaktionen für notleidende Teile der Landbevölkerung übernahm, konnte die Wirkung von persönlichem Kontakt mit Respekt und Verehrung

geniessenden Amtspersonen nicht ersetzen. Die Geschichte Basels weiss von keiner markanten Figur unter den Landvögten zu berichten, wie Zürich sie in einem Salomon Landolt besitzt. Wettsteins Ruhm steht nicht im Zusammenhang mit jener Frühzeit, da er Landvogt zu Farnsburg war. Und dann vor Allem unterschied sich Basel, wie Paul Burckhardt schreibt, „durch Kultur und Brauch und durch den Dialekt stärker von der Landschaft als jede andere Kantonshauptstadt von ihren bäuerlichen Untertanen und Mitbürgern". Mit dieser klaren Formulierung führt er über die oft erbitterten Urteile derer, die in der Kantonstrennung nur ein Machwerk des zentralisierenden Freisinns erkennen wollen, oder eine Folge unentschlossener Haltung des Rats und militärischer Schwäche, zum Kern der Frage, zu Basel als urbanem Staatswesen. Die in den Verhandlungen der dreissiger Jahre geäusserte Ansicht, eine nach Kopfzahl aus städtischer und ländlicher Bevölkerung zusammengesetzte Regierung könnte auf die städtische Kultur zerstörend einwirken, zeugt von der Erkenntnis, was Basels Verpflichtung ist. Nach der Trennung war die Stadt wieder ihrer eigensten Berufung zurückgegeben, nahm intensiven Aufschwung, Grosshandel und Industrie breiteten ihr Wirkungsgebiet aus, und die Universität ging einer neuen Blütezeit entgegen.

Der Eroberungsdrang der Polis wirkt sich nicht räumlich, er wirkt sich geistig aus. Die Wandlungen des 15. und 16. Jahrhunderts haben die aus dem Boden der Rheinstadt geborenen Veranlagungen geformt und zu fester Wesensart geprägt. Paul Burckhardts Geschichte Basels beginnt mit der Reformation, dem gewalttätigsten Durchbruch einer Neuerung in den Mauern dieser Stadt.

•

Kritik am Bestehenden, Absonderung und Suchen nach neuen Wegen aber ist in Basel schon lange am Werk. Im 13. und 14. Jahrhundert hatte die Stadt einen ketzerischen Ruf. Nikolaus von Basel büsste seine Lehre der „Gottesfreude" auf dem Scheiterhaufen zu Vienne, die Beginen wurden aus der Stadt verwiesen, mystische und pantheistische Sekten gediehen in der Bischofsstadt. Schrecken der Erdbeben und Seuchen trieben in Extreme, in wilden Lebensgenuss, in Aberglauben, in Weltflucht. Mit dem Konzil, der Gründung der Universität und der Botschaft der Humanisten, weitet sich das Blickfeld, öffnet sich dem Denken ungeahnter Raum. In dieser Zeit neuer Verkehrswege und eines zu grösster Bedeutung gesteigerten Transits ward Basel, an den Grenzen der Nationen und Idiome gelegen, zum Zentrum der Gelehrtenwelt aller Länder. Hier wird zum ersten Mal im deutschen Sprachgebiet ein Lehrauftrag für

Griechisch erteilt, von Anfang an wird, ohne zuvor kaiserliche Bewilligung einzuholen, Römisches Recht gelesen, Italiener, Franzosen, Deutsche kehren an der Universität ein, der Säkularisierung der Kultur ist der Weg geöffnet, die Klöster leihen ihre Bücher an Laien aus.

Zur Konzilszeit zogen bunte Gruppen aus vielerlei Ländern durch die Strassen mit im Stadtbild neuer, ungewohnter Aufmachung und Pracht, Schaustellung für die Augen des staunenden Volkes; tiefer und anhaltender aber wirkten Ein- und Auszug und Gegenwart der Gelehrten. Der Ruhm der Buchdrucker strahlt bald weit über alle Grenzen, zum Bürger dringt aus den Druckerpressen und aus den öffentlichen Disputationen als gewaltige Kunde die Macht des Wortes. Jetzt will jeder teilhaben am Wort, als dem Geheimnis lösenden, dem Schlüssel zum Verstehen, Erkennen und Wissen, und seine Botschaft wirkt sich im Volke aus, je nach Gedankenkraft.

Dramatisierung von heiliger Geschichte und Legende war in Basel heimisch, doch nun nimmt der Spott seinen Aufschwung in Reimspielen weltlicher Art. Bürger und Handwerker sind die Darsteller dieser Fastnachtsspiele. Geistliches und Weltliches wird vermischt und der Tod führt den Reigen.

Eine bildliche Darstellung des dem Tode gepaarten Menschen war zu Anfang des 14. Jahrhunderts hinter den Mauern eines Nonnenklosters, dem Klingental im Kleinbasel entstanden. Die Predigermönche, Schutzherrn dieses Klosters, liessen über hundert Jahre später eine ähnliche Bildfolge an die allem Volke zugängliche Mauer bei ihrer Kirche malen, damit auch dem Laien dieses memento mori zur Unterstützung der Predigt durch Anschauung sichtbar werde, nach Art wie das Mittelalter den bildlichen Schmuck der geheiligten Räume auffasste, fern dem Gedanken, damit das zweite Gebot zu übertreten. Das Wandbild wurde zur Sehenswürdigkeit der Stadt und hat die im Mysterienspiel auftretende Figur überlebt. Durch das Bild ist der „schuurig Tod von Basel" sprichwörtlich geworden, an ihm haben sich in der Folge ganze Generationen von Künstlern inspiriert, als erste in ihrer Reihe Hans Baldung Grien, Holbein und Niklaus Manuel. Dem Volk aber ging ein, dass vor dem Tode alle gleich sind, von Papst und Kaiser zu Bettler und Kind.

Gaben die Humanisten ihrer Kritik an der Kirche in geistreichem Spott Ausdruck, so griff das Volk mit seinen Fastnachtsspielen den Klerus in derbster Weise an. Luthers Wittenberger Thesen fanden im Kreis der Humanisten Anklang, und gross war der Einfluss der Buchdruckerkunst durch Verbreitung seiner Schriften. Selbst der greise Bischof Christoph von Utenheim, der den gewaltsamen Umsturz nicht mehr erleben sollte, schien, wie in der Chronik des Karthäusers Georg

Zimmermann berichtet wird, den Schriften Luthers „in unkluger Weise anfänglich sehr gewogen". Jedoch als der deutsche Reformator die Autorität des Papstes, der Konzilien, die Siebenzahl der Sakramente, Verehrung der Heiligen, Bindung der Klostergelübde und Messeopfer verwarf, teilten sich die Geister. Der Kreis um Erasmus schreckte zurück vor dem Revolutionären solcher Botschaft, der Gegenpol dieser Kulturträger aber, die gärenden Elemente des Volkes, steigerten sich, kirchliche und politische Forderungen vermengend, bis zur gewalttätigen Ausschreitung.

Bedeutsam erscheint, wie wenig die einstige Macht des alten Bistums dem Ansturm auf den alten Glauben entgegen zu halten hatte. War die bischöfliche Misswirtschaft für die politische Emanzipation des Rates tragend, war sie von zersetzendem Einfluss auf die Klöster gewesen, hatte die zwischen Bischof und Domkapitel herrschende Spannung schwächend gewirkt, so spricht doch am Eindrücklichsten das Versagen der geistigen Wehr. Als der Münsterprediger, Weihbischof Limperger, ein Basler Bürger, sich zur neuen Lehre bekannte, berief das Domkapitel den Augustus Marius zu seinem Nachfolger auf zehn Jahre. Seine Predigten waren vehement und voll persönlicher und direkter Angriffe gegen die in der Stadt wirkenden Verfechter des neuen Glaubens. Jedoch keine zwei Jahre vergingen, da verliess dieser Mann aus materiellen Beweggründen — wegen Besoldungsstreitigkeiten mit dem Kapitel — seinen Posten und die Stadt. Das Domkapitel meldet 1528 dem Bischof resigniert nach Pruntrut, weshalb die vom Rat geforderte Wiederbesetzung der Münsterpredikatur nicht zustande komme: „Wir wissen keinen frommen Predikanten zu bekommen, der nicht lutherisch ist" und klagen auch in einem Schreiben an die Vorderösterreichische Regierung in Enzisheim über „Mangel an geschickten und tauglichen Priestern", wie Paul Roth in „Durchbruch und Festsetzung der Reformation in Basel" berichtet.

Noch 1527 bekannte der Rat sich feierlich zu dem Grundsatz, jeder solle seines Glaubens frei sein und kein Bürger den Andern des Glaubens wegen schmälen oder hassen, doch der Neuerungswille trieb über solches Zeugnis humanistischer Gesinnung hinweg. Erst nachdem der gewaltsame Ausbruch geschehen war, im Bildersturm das Feuer die greifbaren Symbole des alten Glaubens verzehrt hatte, konnte Toleranz wieder zu Worte kommen. In der Reformationsordnung vom April 1529 wurde festgelegt: Wer die Sakramente oder die gebenedeite Jungfrau oder andere auserwählte Heilige Gottes verachte oder schmähe, habe harte Strafe zu gewärtigen.

Nun hat die Kirche sich in den Staat aufnehmen lassen, und die Obrigkeit bringt umfassend und kräftig den Willen

zum Ausdruck, ihr Amt zu Ehren Gottes zu gebrauchen. In Zürich hat sich unter der Herrschergestalt Zwinglis die Reformation rasch und einheitlich durchgesetzt, in Basel kam sie unter der Leitung von Geistlichen und Laien bei frei sich ergehender Eigenart des Einzelnen nach Jahre währender Entwicklung zum Abschluss.

1534 vereidigte sich die Bürgerschaft auf die „Basler Konfession", die einen Gleichgewichtszustand zwischen Luthertum und Calvinismus herstellt. Immer als mild bezeichnet, hat sie doch feste Mauern errichtet gegen alles Andersgläubige. Ueber dreihundert Jahre ist sie in Kraft geblieben und hat dem Stadtbild eigene Prägung gegeben, bis im 19. Jahrhundert die wachsende Zahl der neu zugewanderten katholischen Bevölkerung und freisinniger Geist die Voraussetzung entkräftete, wonach Basel noch ein reformiertes Gemeinwesen im Sinne der Väter, eine grosse christliche Familie unter der Leitung einer väterlichen Obrigkeit sei. Von 1865 an ward aus dem Grossratseid die Stelle weggelassen, in welcher Förderung der Ehre Gottes und Handhabung unseres christlichen Glaubens feierlich zugelobt wurde. 1874 tritt eine neue Kirchenordnung in Kraft; die Kirche wird zu einem freieren Glied des Gemeinwesens, doch bleibt sie in ihrer Verwaltung überwacht und finanziell abhängig dem Staate verbunden. Wie schon fast dreieinhalb Jahrhunderte früher durch Bonifacius Amerbach, wurden auch jetzt wieder die Bedenken geäussert: In einer von der Obrigkeit unkontrollierten Kirche könnten die „Diener am Wort" das Kirchenvolk zu unbedachten Schritten hinreissen. Aus katholischer und sozialistischer Partei erwachsende Opposition gegen die im Staatswesen gewahrten Vorrechte der Reformierten Kirche führte zu ihrer Loslösung vom Staat durch die Verfassungsänderung von 1910. So haben soziale Wandlungen im 20. Jahrhundert — Jakob Burckhardt sagt es in den Weltgeschichtlichen Betrachtungen voraus — den Staat und die seit der Reformation in seinem Regiment verpflichtend mitbeteiligte Kirche getrennt, und jedem steht zu, seine Lebendigkeit aus eigener Kraft zu erweisen.

*

Als in Basel praktisch die Zünfte den Bischof in seinen Herrscherrechten ersetzt hatten, gründete sich das erstarkende Gemeinwesen auf eine feste, wohlverwaltete materielle Grundlage. Mit dem wachsenden Staatsbewusstsein bekam der Satz Geltung: der gemeine Nutz sei nach geschriebenem Recht höher zu setzen als irgend ein ander Ding. Als Antwort auf diese, munizipales Bewusstsein steigernde Anschauung, erfolgen Schenkungen und Legate einzelner Bürger zum Wohl des Gemein-

wesens und der Ehre der Stadt und treten anstelle der dem eigenen Seelenheil dienenden Stiftungen an die Kirche: ein Ausdruck stolzer Liebe zur Stadt, der weiter bestehen wird. Ihm verdankt die Universität nach der Mediationszeit ihre Rettung, ihren Aufschwung. Museen und Bibliotheken zeugen davon bis zum heutigen Tag, und Isaac Iselin, als er 1777 die „Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen" gründete, fand fruchtbaren Boden. Seine Tat zur „Ehre des gemeinen Wesens, zur Glückseligkeit einzelner Bürger und der Menschheit überhaupt", wie es im Stil jener Zeit heisst, hat die mit gleicher Losung unternommenen politischen Anstrengungen seines Schützlings und Schwiegersohns Peter Ochs, dieses im Ausland geborenen und aufgewachsenen begabten Strebers weit überdauert. Ochs glaubte das Heil in einer politischen Umwandlung nach fremdem Muster zu finden, eine für diesen Historienschreiber der Stadt erstaunliche Verkennung von Basels Wesensart. Isaac Iselin kannte seine Mitbürger. Aus seiner Gründung entstanden Kleinkinder-, Töchter-, Gewerbe- und Musikschule, Volksbibliotheken, Fürsorgeanstalten, Armen- und Krankenpflege, Versicherungs- und Ersparniskassen, ja sogar sportliche Anregung durch den Bau der Rheinbadeanstalten, um nur einiges zu nennen, was durch Isaac Iselins Streben nach Menschheitsbeglückung aus freiwilligen Beiträgen der Bürger gewachsen und gediehen ist. Mögen im Jahr 1485 die Ehegatten Breitenbach die ersten gewesen sein, welche die Stadt zu ihrer Universalerbin einsetzten, unter den Schenkenden aller Art sind als grösste finanzielle Wohltäter Christoph Merian und seine Frau zu nennen, nach deren Tod Basel im 19. Jahrhundert als Legat eine Stiftung im Wert von rund elf Millionen Franken zufiel.

Damals ist in freisinnigen Kreisen die für ihre Wohltätigkeit bekannte Stadt vielfach heuchlerischer Frömmigkeit verdächtigt worden, wo gute Werke als eine Art Rückversicherung für den Himmel gelten. Die Basler Konfession formuliert sehr genau, wie wenig solche Spekulation aufs Jenseits berechtigt wäre. Der Glaube soll sich zwar durch gute Werke zeigen, allein diese haben auf unsere Rechtfertigung keinen Einfluss, sie seien vielmehr nur Danksagung für die von Christus erhaltenen Wohltaten, heisst es dort, und das 20. Jahrhundert hat erwiesen, dass jenseits religiöser und pietistischer Beweggründe, aus munizipalem und patriotischem Bewusstsein die Bereitschaft der Bevölkerung zu sozialer und kultureller Hilfe wach geblieben ist.

Manche Ritterfamilien hatten um die Mitte des 15. Jahrhunderts die Stadt verlassen, weil sie mit ihrem Appell auf vom Bischof gewährte Steuerfreiheit nicht durchgedrungen waren. Gegen die Bestimmung des Rats, wer Schutz und Nutzen der Stadt geniesse, habe ihre Lasten zu tragen, war nicht aufzukommen. Ungebrochen wirkt in diesem Stadtstaat ein demokratischer Zug durch Anerkennung von Arbeit und Leistung. Fleiss und Müssiggang wurden früh zu scharf umgrenzten Begriffen. Die Ueberlieferung berichtet, Rudolf von Habsburg sei einst bei einem Gerbermeister in Basel abgestiegen und habe auf das kostbare Geschmeide der Hausfrau, auf die goldenen und silbernen Tafelgeräte blickend erstaunt gefragt, warum der Gastgeber sich bei solchem Ueberfluss weiter mit mühsamer Arbeit plage. Des Gerbers Antwort habe gelautet: „Darum, weil nur durch sie jener sich bewahren lässt." Von dem selbstbewussten Handwerkerstand wurden die auf der adligen „hohen Stube" genössigen Ritter und seit Generationen reich gewordenen Bürger als „Müssiggänger" verachtet, ein Begriff, der unausrottbar blieb und leicht noch heute jedem anhaftet, dessen Leistung nicht in geordneter Zeiteinteilung beruflich nenn- und sichtbar wird.

1521 wurden die Handwerkerzünfte den Herrenzünften gleichgestellt. Die Mitglieder der Herrenzünfte wurden verdrängt durch eine neu aufstrebende Schicht des Kaufmannsstandes, durch Männer, die mit Unternehmungsgeist Handelsverkehr in die fernsten Länder führten und aufgeschlossen, gefördert durch diesen Kontakt mit der Welt, an Kämpfe mit Wegelagerern der Heerstrassen gewöhnt, kraft ihrer Leistungen getragen wurden durch die Macht der öffentlichen Meinung.

Eine neue Gruppe übernahm die Regierung, doch auch sie, gleich ihren Vorgängern, übt oligarchisches Regiment. Ihr werden sich im Verlauf des 16. und 17. Jahrhunderts Glaubensrefugianten, Neubürger aus der Eidgenossenschaft und aus dem Reich eingliedern. Im Gegensatz zu Bern und Zürich, wo den Emigranten lange nur Niederlassung gewährt wurde, nahm Basel sie als zunftberechtigte Bürger auf.

„Schon im 17. Jahrhundert erschienen die Träger italienischer, französischer, flämischer Namen als richtige Basler in Amt und Würden. Und da trotz den grundsätzlichen Ratsbeschlüssen auch zahlreiche Gesellen welscher Herkunft in der Stadt blieben und sich mit Einheimischen verheirateten, gab der romanische Einschlag der Bevölkerung ein bleibendes Gepräge, wie dies kaum in einer anderen Stadt im deutschen Sprachgebiet der Fall war", schreibt Paul Burckhardt.

Ein abgegrenztes Patriziat besteht seit dem Ende der freien Reichsstadt nicht mehr, dadurch aber, dass der Neubürger sich

durch Heirat mit den alteingesessenen Familien der Stadt verbindet, bleibt in Basel mehr als anderswo eine Kontinuität vom Alten im Neuen gewahrt, neue Namen, die heute längst als repräsentativ für Basel gelten, wurden dem alten Mittelpunkt verknüpft, fast als lebe hier noch ein Zug aus mutterrechtlicher Welt, die in ihren Ursprüngen und Symbolen zu durchleuchten das Werk des Baslers Johann Jakob Bachofen gewesen ist.

Stellung, durch von Fähigkeit getragene Arbeit errungen, wird anerkannt, ihr wird die Führung überlassen. Auflehnung erfolgt, wenn der Verdacht sich auswirkt, Nepotismus trübe die Integrität der Herren, wie dies 1691 zum Ausdruck kam, doch erfolgt nur Umstellung, nicht Umsturz. Bis zum letzten Viertel des 19. Jahrhunderts hält sich in Basel, im Gegensatz zu den anderen Schweizer Städten, ein Regiment, geführt von einer Aristokratie des Vermögens, der wirtschaftlichen Kapazität und der Bildung. Auch eine ansehnliche Zahl der im 19. Jahrhundert eintreffenden Gelehrten und politischen Flüchtlinge wird zu Bürgern, zum belebenden, fördernden Element, ordnet sich dem Stadtgeist ein, fühlt sich verantwortlich für Wohl und Wehe der neuen Heimat, was Steding veranlasst von der „ausserordentlich assimilierenden Wirkung Basler Geistes und Bodens" zu sprechen, „zu dem, wie zu kaum einem Gebiet Europas eine ‚Kulturseele' gehört, die den Zuzüger sich unterwirft".

Elementare Lebenskräfte entströmen dem Boden der Rheinstadt. Kein Beben der Erde, nicht Geissel von Pest und Seuchen und nicht die laue, lähmende Feuchtigkeit südlicher Winde, nicht Aberglauben noch mystische Sektierer der vorreformatorischen Zeit, selbst nicht puritanische Strenge und pietistische Skrupeln haben sie zu ersticken vermocht. Luxus- und Sittengesetze, Verordnungen über Kleidung werden schon im 15. Jahrhundert erlassen, immer wieder wendet sich der Rat gegen „unziemlichen Mutwillen" und „üppige Freude", das Bedürfnis sich „schalkisch" für die kommende Fastenzeit schadlos zu halten ist nicht umzubringen.

*

Die Organisation des Wehrwesens war Sache der Zünfte, und so standen ihnen Trommler und Pfeifer zur Verfügung zum Ausmarsch wie zu festlichem Umzug. Bis tief ins 16. Jahrhundert hinein sind Trommel und Querpfeife die Musikinstrumente, mit denen zum Tanz aufgespielt wird, und wenn die strenge Obrigkeit „das umbziehen mit trommeln und pfeiffen" und allen Mummenschanz zeitweilig verbietet und das Reformationskollegium sich 1784 über „ungestüme Tänze" beschwe-

ren muss, so zieht sich der auf wenig Tage zusammengedrängte Ausbruch der Lebenslust unbeirrt in die Stuben der Zünfte und Vorstadtgesellschaften zurück. Wahrheit unter dem Panier der Narrheit zu sagen liegt den Baslern von Sebastian Brandts Zeiten her im Blut, und Trommel und Querpfeife lassen ihren Puls schneller schlagen. Im Basel der 1830er Jahre, entgegen der alle weltliche Sinnenlust verurteilenden Macht pietistischer Kreise, drang die Fastnacht durch in der heute noch erhaltenen Form: in der vierten Morgenstunde kalter Vorfrühlingsnacht dröhnt aus dunkeln Gassen der Schlag der Trommler, um vor dem Rathaus versammelt mit dem Morgenstreich den Auftakt zu drei Tage währender Narrenfreiheit zu geben.

Seltsam gemischt erklingen Freude und Not, Tanz und Krieg, Lustbarkeit und Tod aus dem fundamentalen Bass der sonoren Kalbsfelle. Trommelschlag trat zu Anfang des 15. Jahrhunderts an Stelle des Sturmgeläutes, und damals waren Trommler und Pfeifer vereidigte Stadtmusikanten, hatten Sonntags nach der Predigt vor dem Rathaus, im Sommer nach dem Nachtessen auf der Rheinbrücke zu spielen. Mit Trommel- und Pfeifenklang führten die Basler das ihnen von Papst Julius II geschenkte Banner ins Lager, feierten sie von Zelt zu Zelt ziehend den Sieg von Novara. Sie sind diesem Zusamklang stets treu geblieben. Er ist auf dem Kontinent sonst nirgends mehr heimisch, seit die kleine Schraubentrommel der Blechmusik als Begleiterin dient. Ausser in Basel ist einzig in England die alte Rolltrommel lebendig geblieben, wo von Kingsguards und Highlanders die den historischen Schweizermärschen verwandten Rhythmen geschlagen werden.

In der Mediationszeit wurden in Bezug auf Fastnacht nicht mehr ausschliesslich moralische, es wurden politische Bedenken laut: glänzende Feste könnten den Anschein erwecken, als ob Reichtum und Fülle in Basels Mauern wohnten, wodurch Neid und Eifersucht der Nachbarn rege werden könnten, während doch Klugheit anrate sich geräuschloser Bescheidenheit und Eingezogenheit zu befleissen.

Diesen Rat der Klugheit haben die Bürger der Stadt zu allen Zeiten im täglichen Leben treu befolgt. Das durch die Grenzsituation bedingte Bestreben des Rats, nicht den Neid und Unwillen der Nachbarn zu erregen, ward auch vom Einzelnen geübt und gab, gepaart mit der Einstellung des Gerbermeisters, bei dem Rudolf von Habsburg zu Gaste war, dem Stadtbild einen Stil unbetonter, fest begründeter, nach aussen wenig sichtbarer, im Stillen wirksamer Wohlhabenheit. Aeusserlich verriet sie sich einem Beobachter höchstens durch auffallend schöne Reit- und Wagenpferde, elegante Gespanne und die Skala verschiedener Gefährte; etwa noch durch die herr-

schaftlichen Dienerinnen, die dunkel gekleidet, eine gestärkte weisse Schürze umgebunden, zur Essenszeit, mit grossen Krügen zu einem der vielen, schon von Aeneas Silvius gerühmten Brunnen gingen, um frisches Quellwasser zu holen.

*

Steding schreibt, dem heutigen Besucher Basels falle auf, wie gleichförmig die Häuserfronten in ganzen Strassen aussehen, so geschaffen, um das eigentliche Leben, das sich im Inneren vollzieht, zu verbergen. Er zieht daraus weitgehende Schlüsse auf Abweichung in die „Innerlichkeit" zu schrankenlosem „Individualismus und Subjektivismus", in dem der Sinn für grosse Linien der Geschichte nicht gedeiht, folgert daraus Jakob Burckhardts Interesse für die Renaissancezeit, in welcher die Geschichte sich in „Einfälle" Einzelner auflöse, „die sich ebensogut auch Anderes hätten einfallen lassen können."

Wo einem staatlichen Organismus individuelle Eigenart zuerkannt wird bedingt dies keineswegs Ueberschätzung des Individuums, im Gegenteil. Ueberschätzung des Einzelnen gedeiht auf Basels Boden nicht. Dienst am Gemeinwesen wird als selbstverständlich hingenommen, hat doch jeder das Gefühl, dass in ihm und durch ihn die Stadt lebe. In der harmlosen Gestalt eigenbrödlerischer Karikatur mag Originalität humorvolles Wohlwollen geniessen, Heldenverehrung widerspricht dem Geist der Polis.

In ganz Basel ist auf öffentlichem Boden kein Standbild eines berühmten Mitbürgers zu finden. Eine einzige bescheidene Bronzebüste haben die Basler dem Andenken eines Nachbarn gesetzt, dem geschenkt, was ihnen versagt war: die Gabe der Poesie. Es ist das Denkmal Johann Peter Hebels. In Basel geboren, hat der Dichter dem badischen Lande angehört und dort gelebt, doch sein Werk, durch Landschaft, Wesen und Sprache, politischer Grenzen nicht achtend, ist zutiefst mit Basel verbunden. Es haben sich in seinem Gefolge auch in der Stadt mit Liebe und Traulichkeit poetische Stimmen hören lassen, sie sind bescheidene Epigonen. Unmittelbare Preisgabe des eigenen Wesens im ungehemmten lyrischen Schwung ist in Basel gefesselt durch wägende, messende Art, durch kritikbedingtes Ausschalten des persönlichen Wertes zu Gunsten des Ueberblickes auf die grösseren, überpersönlichen Zusammenhänge des Geschehens. Dem Subjektiven wird nur in der Satire Raum gewährt, und immer ist die biegsame Gerte des Spottes zur Hand, das Ueberragen des Einzelnen wird, treu dem Vorbild attisch demokratischer Welt, nach Möglichkeit verhütet.

Es ist eine baslerische Gewohntheit alles übergründlich zu

prüfen, und sie wurde, wie Paul Burckhardt feststellt, von der Ratsherrenzeit in das 20. Jahrhundert herübergenommen. Können Kritik und strenges Gewissen das Streben fördern ein Werk zu voller Reife zu führen, so werden sie oft auch lähmend und zersetzend auf den schöpferischen Drang des Individuums wirken. Der Stadt Basel, ihre Geschichte in grosser Linie betrachtet, haben diese zurückhaltenden Eigenschaften nicht zum Nachteil gereicht. Wie sich das Staatswesen durch Jahrhunderte in geduldigem Erdauern übte, wurde im 19. Jahrhundert der „Regeneration", die in der übrigen Schweiz in die dreissiger Jahre fällt, in Basel erst 1875 die Bahn freigegeben, und so dem Umschwung durch Zuwarten die Spitze abgebrochen. Die treibenden Elemente der Erneuerung konnten ihre Begabung nun als gereifte Männer in der Beteiligung an der Regierung erweisen und haben fruchtbare Arbeit vollbracht. Jedoch das Bestreben der Freisinnigen, dem Stadtstaat im Bundesparlament eine angesehene Stellung zu sichern, wurde enttäuscht. Basel stellte nur einen Nationalrat und einen Ständerat. Auf die schweizerische Politik hatte Basel als Stand keinen Einfluss, was sich, so sagt Paul Burckhardt, bis zur Gegenwart wenig geändert hat. Doch damals wie heute, wenn es sich um Probleme handelt, in denen nicht politische Redner, sondern erfahrene, voraussichtige und gründlich arbeitende Juristen und Volkswirtschaftler lebenswichtige Fragen von grösster Tragweite für Gegenwart und Zukunft zu lösen haben, erweist die Stadt Basel sich dem Bundesstaat als unentbehrlich. Ihr Anteil an der Umorganisation in den fünfziger Jahren ist bedeutend. Der Uebergang der kantonalen Zölle zur eidgenössischen Zolleinheit, die Postorganisation, die Münzeinheit, sind von Bürgern der Rheinstadt geschaffen worden. Zwei Basler haben 1840 den Plan eines schweizerischen Eisenbahnnetzes veröffentlicht, nach welchem ihre Vaterstadt durch den Hauenstein mit dem Kreuzpunkt Olten verbunden werden sollte: von hier würde die Bahn einerseits nach Zürich, andererseits nach Bern und der welschen Schweiz führen, das direkte Ziel aber war Luzern-Gotthard-Italien, während Zürich zur Verbindung mit Italien die Route Splügen verfocht. Basler Wirtschaftsführer sprachen sich gegen den Privat- und für den Staatsbau der Bahnen aus. Um die Festlegung des Schienenverkehrs spielten sich lange Kämpfe ab, und es hat mehrere Jahrzehnte gewährt, ehe die von Basel ausgegangenen Pläne für Gotthardlinie und Staatsbahn ausgereift waren, Anerkennung gefunden und sich durchsetzt haben. Aus Genf und Zürich sind die tatkräftigen Persönlichkeiten hervorgegangen, dessen wir die Ausführung des Gotthardtunnels verdanken.

*

Das 18. Jahrhundert hat der Stadt Basel durch die Architektur seinen Geist eingeprägt. Der Ruhm der Buchdruckerkunst war verblasst, unter dem Einfluss der französischen und italienischen Emigranten hatte die Bandfabrikation im Verein mit den Färbereien die führende Rolle errungen, dem wirtschaftlichen Leben neuen Aufschwung gegeben, doch, von der Universität abgesondert, den Reichtum mehr als die Wissenschaft gefördert. Industrie und Grosshandel wurde von einem zwölfköpfigen Direktorium der Kaufmannschaft geleitet, wohl der einflussreichsten Kommission der Stadt. Der Rat verbot zu Beginn des 18. Jahrhunderts die Aufnahme neuer Bürger, Sparsamkeit war Staatsprinzip, und so standen bald weder Universität noch Schulen mehr auf der Höhe, die dem Ansehen der alten Humanistenstadt entsprochen hätte. Angstvoll berechnendes Abschliessen birgt Gefahr für das geistige Leben. Zeitweilig mag Einkapselung durch äusseren Zwang bedingt sein, kraftvolle Zeiten stehen immer im Zeichen gegenseitigen Gebens und Nehmens und, wie das 19. Jahrhundert es für Basel beweist: wo die Wurzeln des Geistes lebendig sind, wird er wandlungsfähig immer wieder neue Blüten treiben.

Wenn bürgerliche Stabilität und bürgerliche Tätigkeit sein Lebensgefühl zur Ungeduld reizte, ging der Basler mit Abenteuerlust und Drang in die Ferne seine eigenen Wege. Gegen das Reisläufertum hat sich der Rat gewehrt, nach der Reformation waren die Erlasse streng, unterdrücken liess es sich ebenso wenig als in der Stadt des Ulrich Zwingli. Von dem Basler Nikolaus Irmi, der unter Heinrich II von Frankreich das erste Dienstreglement für die Schweizer Söldner aufstellte, heisst es, er sei „ebenso hervorragend in den Künsten des Friedens, wie in denjenigen des Krieges" gewesen. Im 18. Jahrhundert wird, wer als Basler in fremder Herren Dienst gezogen zu hohem Rang gestiegen ist, verglichen mit andern Schweizern jener Zeit, in der Feldherrnkunst weniger als in der Kunst des Friedens zu hohen Ehren gelangen; einer von ihnen ist Britischer Gesandter beim Kaiser in Wien und später in Versailles am Hof des Sonnenkönigs, einen anderen führt seine Laufbahn vom Dienst als Adjutant des Prinzen Eugen zum Posten des Gouverneurs holländischer Besitzungen in Westindien und Befehlshaber von Curaçao, ein dritter wird Vizekönig beider Sizilien. Als Gelehrte im Ausland wahrten die Bernoulli und Euler den alten Ruhm der Vaterstadt. Nachdem Leibniz gestorben war und es in ganz Deutschland niemand gab, der in der Mathematik sein geistiges Erbe übernehmen und sein Werk verteidigen konnte, traten die Basler Nachfolger und Schüler der beiden ersten grossen Bernoulli in die Lücke und dies — wie Otto Spiess im Vorwort zu Eulers Lebensbild sagt — „mit solcher Kraft, dass sie die

Herrschaft in der Mathematik an sich rissen und ganz Europa zwangen, bei ihnen in die Schule zu gehen".

Wie im Mittelalter Ritter und Bürger, entflammt durch die von Bernhard von Clairvaux und dem Abte Martin von Paris im Münster gehaltenen Predigten, in grosser Zahl ausgezogen waren, um das heilige Grab für die Christenheit zu gewinnen, so ziehen von Basel im 19. Jahrhundert Gläubige übers Meer, auch sie von der Kraft ihrer Ueberzeugung geführt, um in Gefahr und Entbehrung für die Christenheit Seelen zu erobern. Durch Verbindung Basels mit reformierten Glaubensgenossen aus England und Süddeutschland war 1777, im selben Jahr, da Isaac Iselins Gesellschaft sozialer Menschheitsbeglückung entstand, die Christtumsgesellschaft gegründet worden. Aus ihr sind Missions- und Bibelgesellschaft hervorgegangen. Diese weitausstrahlenden Werke pietistischer Färbung haben Basel den oft rühmend, oft spöttisch, oft auch gedankenlos verbreiteten Ruf der „frommen Stadt" eingetragen. Tatsächlich gab ihr Einfluss dem öffentlichen und politischen Leben der Stadt nur kurze Zeit, in den auf die dreissiger Wirren folgenden Jahrzehnten, ihr Gepräge.

*

Die durch den Pietismus der einzelnen Menschenseele aufgebürdete Last von Gewissensstrenge und Skrupeln hat manche Natur verkümmern lassen und, lange nachwirkend, oft das Gleichgewicht reinen Vertrauens auf Gott und seine mit den Gesetzen der Natur im Einklang stehende Ordnung zu stören vermocht; jedoch die lebensbejahenden Gegenkräfte behaupten sich ungebrochen in der alten Stadt am Rhein, in Reiselust und Wissenschaft, in Morgenstreich und Handelsgeist und in der alle vereinenden Liebe zur Musik.

Es ist gewiss kein Zufall, dass dieser Boden empfänglich ist für die Tonkunst. Von alters her wurde sie hier im intimen Kreis und im Konzertsaal gepflegt, und selbst über die Mechanisierung der Neuzeit hinaus, sind heute noch in allen Kreisen Musikliebhaber zu finden, die nach vollbrachtem Tagewerk zusammen musizieren, nicht um Zerstreuung zu suchen, sondern zur Sammlung durch die Macht der Töne. Ihre Krönung findet die Liebe zur Musik, wenn im Münster, vom grossen Chor der in freiwilliger, begeisterter Arbeit geschulten Dilettanten zur Aufführung gebracht, Bachs Passionsmusik erklingt. Mit den Festspielen lebte zuweilen in Mitbeteiligung und Hingabe des Stadtbürgers etwas von der mittelalterlichen Welt der Fastnachtsspiele und Mysterien wieder auf. Aber im Theater, mit seiner Deutlichkeit aller Absichten, Bewegungen und Gestalten, lässt sich der Basler als Zuschauer nicht leicht zu spontaner Bereitschaft mitreissen. Sein Wirk-

lichkeitssinn hindert ihn am Uebersehen des Unzulänglichen, seine geistige Vorstellungskraft wiederum führt ihn über das Dargestellte hinaus. In der Musik, diesem Zwischenreich, durch die Harmonie der Mystik, durch den Rhythmus der Magie verbunden, wölbt sich der Bogen über Kirche, Totentanz, Frühlingsfest der Fastnacht und Trommelwirbel; alle Regungen unseres innersten Wesens gibt die Tonkunst wieder, und unmerklich kann auf ihr der Flügelschlag der Sehnsucht gleiten.

Um jene Zeit, da der Pietismus den Menschen zur Einkehr mahnte, begann die bis in unsere Tage nicht unterbrochene Reihe derer, die ausziehen um den Planeten auf dem wir leben, um unbekannte Teile des Erdballs zu erforschen. Diese Gelehrten sind, von uneigennütziger Liebe zur Wissenschaft beseelt, die Gründer, Förderer und Verwalter naturwissenschaftlicher Sammlungen und eines Völkerkundemuseums geworden, das sich neben den grössten dieser Art in Ehren sehen lassen darf. Sie haben Vorläufer gehabt. 1611 bis 1620 war ein Basler, Samuel Brun, als Schiffsarzt in Westafrika. Der Bericht über seine Reise „in etliche newe Länder und Insulen" ist 1624 erschienen, wurde mehrfach neu gedruckt und auch ins Lateinische übersetzt. In die Vaterstadt zurückgekehrt, lebte Brun sesshaft und hochangesehen als Spitalarzt, Mitglied des Grossen Rates und Meister einer Zunft. 1817 ist dreiunddreissigjährig ein junger Basler gestorben, Johann Ludwig Burckhardt, Sheik Ibrahim genannt, der wie kein anderer vor ihm und kaum ein anderer nach ihm in die Seele der mohammedanischen Welt eingedrungen ist. In seinen Werken über Syrien, Nubien und Arabien leuchtet heute noch hell der Widerschein seines strahlenden, von der Wüstenglut allzu rasch verzehrten Lebens.

*

Ueber den Erfolgen der Naturwissenschaft wird nun im 19. Jahrhundert ein neuer Wirtschaftszweig erstarken. Farbenchemie und pharmazeutische Produkte entwickeln sich und erreichen im 20. Jahrhundert die Vorherrschaft in der Industrie. Durch sie werden Handel und Wissenschaft wieder vereint. Vom Zeitalter der Reformation bis in die Zeit der Aufklärung war der Anteil der Basler Universität an medizinischen und naturwissenschaftlichen Erkenntnissen schon bedeutend gewesen. Die Neuzeit nahm diese Verpflichtung wieder auf. Doch sie steht im Zeichen der Banken und Fabriken, der Mensch ist an die konkrete, gegenwärtige Sicherung seiner Existenz gefesselt, die Wissenschaft ist schärfer abgegrenzt und zweckbedingter geworden; die Jugend wird im Lernen schon gedrängt durch den Gedanken an praktische Anwendung; Natur-

wissenschaft und Jurisprudenz finden im Geschäftsleben einen neuen Wirkungskreis.

Der Standort des vor drei Jahren eingeweihten Kollegiengebäudes wurde in die Nähe der im Lauf dieser Entwicklung erbauten naturwissenschaftlichen und medizinischen Institute verlegt. Sie steht bei der an Schätzen reichen Bibliothek in glücklich abgestimmter Umgebung, von den Bäumen des Petersplatzes beschattet, in alter Zeit der beliebtesten und schönsten Promenade der Stadt, wo in ernstem Gespräch Gelehrte lustwandelten, und die Bürger, wie Matthäus Merian berichtet, „allerley Kurtzweil" trieben. Das erste, auf den Rheinstrom blickende Kollegiengebäude, das seit dem Gründungsjahr der Universität eine ehrfurchtgebietende Reihe grosser Männer in seinen Mauern beherbergt hat, ist der Mutter aller Fakultäten, der Theologie erhalten geblieben.

In der Schule am Münsterplatz, wo einst Thomas Platter, ein Hirtenkind aus dem Wallis, nach seinen Irrfahrten durch viele Länder und Berufe als Rektor amtete, in diesem Paedagogium, in dem Jakob Burckhardt und Nietzsche die Jugend lehrten, ist die klassische Welt tragendes Fundament geblieben und wirkt sich noch im späteren Leben der Schüler aus. Vor nicht langer Zeit wurden durch Studenten Komödien des Aristophanes mit Nachbildung griechischer Masken in der Ursprache aufgeführt, und selbst im praktischen Beruf bleibt noch manchem die Liebe zu den alten Sprachen wach, treffen sich Bankdirektor und Industrieller, Musiker und Staatsmann beim Altphilologen und kehren mit Schrift, Wort und Klang zurück in die Gedankenwelt Homers.

Zu dem was Universität und Bibliothek dem 15. und 16. Jahrhundert verdanken tritt ebenbürtig das Kunsterbe jener Zeit. Der Amerbachschen Sammlung entstammen die Bilder Holbeins, und dieser edelste Schatz wurde durch die im 17. Jahrhundert angelegte Sammlung des Remigius Faesch und bis in unsere Zeit durch bedeutende Legate und Schenkungen privater Kunstfreunde bereichert. Der Staat hat das Erbe übernommen, ist in der Förderung von Kunst und Künstlern nicht minder grosszügig als in der ganzen Auffassung seiner Aufgaben und Pflichten auf kulturellem wie auf sozialem Gebiet, was im Lauf der letzten Jahrzehnte seinen Finanzhaushalt allmählich in Gefahr gebracht hat, dem des Bischofs ähnähnlicher zu werden, als dem des alten Rats der Stadt. Im alten Rat ist von Anfang an und durch Jahrhunderte die Verwaltung des Staatsvermögens Männern zuerkannt worden, die Uebung besassen, im Gleichgewicht der Einnahmen und Ausgaben strenges Mass zu halten.

*

Dass die Stadt sich ihres Ursprungs und ihrer Natur bewusst blieb, hat ihr auch in neuester Zeit wiederum zum Segen gereicht. Nachdem sie durch Schienenstränge mit dem ganzen Kontinent verbunden war, hat sie sich ihrer Wasserstrasse, die einst Kaiser und Gesandte zu ihr führte, erinnert. Ihr Weg zum Meer hat sie zur ersten Hafenstadt der Schweiz gemacht. In dem Becken des gebändigten Rheins lagen in der Zeit vor diesem Kriege die Schiffe dicht gedrängt, Krane neigten sich, griffen in die Tiefe der langen Schleppkähne, hoben Korn, und es ergoss sich, wie ein Goldregen stäubend, von dem eisernen Arm einen Augenblick ans Licht gehoben, in die himmelwärts strebenden Schächte der Getreidesilos. Teer- und Oelfässer rollten ans Land, und ganze Berge aufgeschichteter Kohle zogen sich am Ufer hin. Zwischen den Nachbarländern, zwischen den grünen badischen Hügeln und der elsässischen Ebene, an deren Rand in blauer Ferne die Vogesen stehen, kommen die Schiffe schwer beladen langsam heran und gleiten, von der Strömung getrieben, wieder dem Meere entgegen.

Rheinaufwärts, zwischen der Mittleren Rheinbrücke und dem Garten, der den Deutschrittern gehörte, erhebt sich der älteste Teil der Stadt. Ueber dem breiten, kräftig fliessenden Strom und dem Grün der Gebüsche und Bäume zeichnet sich Basels charakteristisches Profil vom Himmel und dem fernen Hintergrund des Jura ab. Zeugnis schönster rheinischer Baukunst, gekrönt von Pfalz und Münster, wie ein Gleichnis von Basels innerem Wesen, das besteht, wenn das äussere im Gang der Zeiten sich wandelt.